

Als Ausgangstext habe ich die Kurzgeschichte „Fünfzehn“ aus Reiner Kunze: „Die wunderbaren Jahre“ gewählt.

Der Text gibt aus der Perspektive eines Vaters dessen Gedanken über seine Tochter wieder, während er sie beobachtet.

Mein eigener Text ist eine Variation des Prätextes: Ich habe einen Perspektivwechsel vorgenommen, indem ich mir überlegt habe, was die Tochter in der gleichen Situation gerade über den Vater denken könnte. Dabei habe ich konkrete Gedanken des Vaters aus dem Originaltext aufgegriffen und ihnen mögliche Gedanken der Tochter entgegengesetzt.

Über Dreißig

Ich merke, wie er mich ansieht. Es passt ihm nicht, was ich an habe, das weiß ich genau. Der Rock ist ihm mal wieder zu kurz, der Schal wahrscheinlich viel zu lang. Er hat halt kein Gefühl dafür, was angesagt ist.

Er trägt einen dunklen Anzug, ein frisch gestärktes Hemd, die passende Krawatte dazu – der Inbegriff des Spießers. Manchmal kann ich kaum glauben, dass ich seine Gene in mir trage. Er ist über dreißig Jahre alt und hält nicht viel von rebellischen Nichtsnutzern. Das sind alle Fünfzehnjährigen.

Könnte er einen von ihnen verstehen, selbst wenn er sich bemühen würde? Ich bin fünfzehn. So verstaubt, wie er aussieht, ist er eigentlich gar nicht. Die Musik, die er hört, ist gar nicht schlecht. Nur viel zu leise.

Wahrscheinlich könnte ihm sogar meine Musik gefallen, aber er hört ja nicht mal hin. Dabei stelle ich sie manchmal extra laut. Damit er sie hört. Damit er vielleicht auch etwas daran findet.

Doch er scheint sie gar nicht zu beachten, ja nicht mal zu bemerken. Sie löst rein gar nichts bei ihm aus. Nicht einmal, dass er in mein Zimmer kommen würde, und schimpfen würde, ich solle sie leiser drehen.

Wie könnte er mich also verstehen – bei dieser Ignoranz?

Wenn ich nicht da bin, dann geht er manchmal heimlich in mein Zimmer. Er denkt, ich wüsste es nicht, aber natürlich merke ich es.

Dann besieht er sich mein Chaos – wie er es nennt.

Es ist halt nicht jedermanns Sache, alles gebügelt und in akkuraten Stapeln, farblich sortiert im Kleiderschrank aufzubewahren. Wozu? Die Sachen knautschen beim nächsten Tragen doch sowieso gleich wieder.

Auf meine Weise geht es morgens viel schneller: ich springe einfach in die Jeans, die am nächsten liegt, und gut.

So wahre ich wenigstens den Überblick und wache nicht eines Tages auf und merke beim Blick in den penibel geführten Schrank trotz genauer Bestandsliste an der Innenseite der Tür, dass ich Besitzer von drei gleichfarbigen Hemden in identischem Schnitt bin.

Manchmal wischt er sogar heimlich mein Zimmer, damit Mama keinen Herzinfarkt bekommt. Er glaubt, ich merke es nicht, doch ich weiß es genau.

Aber ich sage nichts. Ich lächle in mich hinein und liebe ihn dafür. Weil er mich liebt.

Sein Blick löst sich von meinem Schal und schweift durch mein Zimmer. Über Haarklammern, Schnellhefter, Apfelstiele.

Er zeigt auf meinen Plastikbeutel mit der Aufschrift „Der Duft der großen weiten Welt“ und lacht.

Er glaubt wohl nicht an meinen Traum, dass ich ihn eines Tages füllen werde.

Vielleicht hat er auch nur vergessen, dass die Welt weiter reicht, als von der Oder bis zur Elbe.